

Stadtkultur im Großdorf Schweiz

von Hans-Peter Meier-Dallach/ Susanne Hohermuth

I. Die Schweiz - ein großes Dorf zwischen zwei Rändern

Das Bild der Schweiz als ganzer Gesellschaft läßt sich in einer Spiegelung, in der Siedlungsentwicklung, sichtbar feststellen und zusammenfassen. - Die Schweiz verarmt an zwei Rändern ihres Siedlungsbildes, entlang den alpinen Transitkorridoren und mit den Abbruchhäusern am Rand der City. - Starke Mythen sind gefragt, um die verbleibende und immer größer werdende Grauzone zwischen den beiden Rändern, die bedrohte Peripherie und Urbanität, zu überspielen.

Die Schweiz kann an beidem, an gelebter Urbanität wie Ländlichkeit verlieren. Ihre Städte werden provinziell und die Dörfer zum Heidipark.

Dieses Kurzportrait der Schweiz ist zwar einfach und dürfte umstritten sein. Doch selbst wenn man der Methode des starken Bildes gegenüber skeptisch eingestellt ist, gibt es viele wissenschaftliche Ergebnisse, die Trends in die Richtung dieser Entwicklung vorwegnahmen, ahnen ließen und heute mit harten Daten und Zahlen beweisen. (1)

Schon in der zweiten Hälfte der 70er Jahre wurde in einer Studie für die Gesamtverkehrskonzeption über "Beziehungen zwischen Verkehrssystem und Gesellschaft" festgestellt, daß sich die Extrema berühren. Formen der Flucht und ihre Symptome, wie Überalterung, Resignation, Apathie, sogenannte sozifugale Tendenzen, wurden in der Kernzone der Stadt St. Gallen wie in der verarmenden Berggemeinde Valendas festgestellt.

Investitionen in die Autobahnen zeigten, daß sie in erster Linie die Trennung von Arbeits- und Wohnplatz, das heißt die Bildung der Agglomerationen gefördert haben. Wirtschaftliche oder z.B. auch touristische Entwicklungseffekte blieben im Vergleich dazu unbedeutend. (2)

"Die helvetische Kulturlandschaft im Test" (3) bestätigt ein Fazit, das die Siedlungsentwicklung ins Kulturelle übersetzt: Noch 1945 konnte Weiß die Schweiz als Holzschnitt beschreiben, in dem die Unterschiede zwischen Stadt und Land, Kantonen und Tälern prägnant zutage traten. Heute ist die Kulturlandschaft Schweiz ein Aquarell im Grauton geworden. Zwischen Genfersee und Bodensee, Schaffhausen und Lugano sind einstige Kontraste der Gleichförmigkeit gewichen, wie heute gearbeitet, konsumiert und die Freizeit verbracht wird. Die stark eigenständige ländliche Kultur ist ähnlich wie viele Bergbäche eine Restwassermenge geworden. Die Unterschiede zwischen Stadt und Land wurden mehr und mehr nivelliert.

Befinden wir uns, wie manche euphorisch eingestellte Stimmen meinen, mit diesem Bild auf einer agglomerationskritischen und nostalgischen Spur, die weit von der Haltung der Bevölkerung wegführt? Sicher ist, daß in der Bevölkerung der Traum vom Auszug aus der Stadt in die grünen Paradiese gewirkt hat, und er wird weiterhin wirken. Die Agglomerisierung schreitet fort. Und es gehört mit zu den paradoxen Entwicklungen der Gegenwart, daß sich trotzdem mitten im Großdorf Schweiz Mißbehagen ausbreitet. Die Anonymität der Umgebungen ist in Befragungen wie in Beobachtungen des Alltags zur Genüge belegt. Warum? Das ursprüngliche Weiß der neuen Agglomerationen ist mancherorts bereits gräulich geworden. Der Traum vom modernen und komfortablen und zugleich grünen Wohnen ist getrübt. Hätte der Weg Schweiz 91 durch die Agglomerationen - vielleicht mit alpinen Steinen versetzt - gelegt werden müssen?

Von der föderalistischen zur aktuellen Schweiz

Stationen ihrer Teilung

Die Schweiz ist, was die politische Kultur betrifft, nie ganz bis zur Moderne avanciert und ist gerade deshalb ein Stück weit postmodern. So brauchen wir für das erste, das Urbild einer föderalistischen Schweiz der 26 Kantone und der 3000 Gemeinden vorerst noch kein Museum. Das Bild der Vielfalt und der kleinräumigen Identitäten ist zur Genüge beschrieben und auch besungen worden. Als Realität allerdings ist dieses Bild der föderalistischen Schweiz autonomer Regionen schwierig zu datieren, und es weist stellenweise in die mythische Zeit zurück. Dennoch wirkt es bis heute nach. Wohl im Unterschied zum Ausland hat fast jede Gemeinde ihre Art., erschlossen und agglomerisiert zu werden. Kantone scheinen sich am Grad der Verspätung zu messen, wenn es um den Vollzug bundesstaatlicher Regelungen in diesbezüglichen Ressorts geht. So vermag die föderative Schweiz zwar die Agglomeration zu verschweizen, zu stoppen oder gar Alternativen aufzustellen, vermochte sie bisher aber nicht. Jedenfalls ist ein Buch mit

dem Titel "Die Schweiz - 26mal als Agglomeration" auch im Festjahr 1991 nicht geschrieben worden.

Die zweigeteilte Schweiz

Die nicht-mythische Zeit begann für viele in den 50er und 60er Jahren. Es war noch die Zeit der abgeschlossenen Regionen, der bis in die entlegenen Dörfer vollen Schulhäuser. Pässe trennten noch eher, als daß sie zur Paßfahrt verlockten. Dann riß der Film. Durchstiche erfolgten, Straßen wurden korrigiert, die Verkehrslawinen wuchsen, aus den Tälern wurden Korridore. Die großen Zentren - die Städte - zählten. Es setzten die großen Abwanderungsschübe ein. Die Minderwertigkeit der Zurückgebliebenen (4) muß ähnlich empfunden worden sein wie bei den Sitzengebliebenen, welche die Mißachtung oder das Mitleid der jeweils in die höhere Klasse aufgestiegenen Schülerschaft über sich ergehen lassen müssen.

Modern Times begann, die Schweiz der autonomen Regionen zu überspielen. Sie schied sich mehr und mehr in Städte der Zuwanderung und in Dörfer der Abwanderung; sie wurde dichotomisiert. Zentrum-Peripherie lautete der Code für diese Station der Teilung des schweizerischen Raumgeflechts. Die Ära der zweigeteilten Schweiz ist in der wissenschaftlichen Forschung trotz Lücken gut belegt. (5)

Die nivellierte Schweiz

In den 60er Jahren hörte man das Wort Regionalzentrum noch wenig. In den 70er Jahren wurden Orte, die man noch beim Namen nannte, mehr und mehr auch mit Regionalzentrum benannt. Aus dem Vereinsanlaß im Hirschensaal wurde die Veranstaltung im Mehrzweckgebäude. Nicht mehr der große Sprung in die Stadt, sondern die Abfangstrategie des Sogs der großen Zentren auf das Hinterland war die Devise. Am anderen Ende des Entwicklungsgefälles, in den Städten, begann der freiwillige oder erzwungene Exodus aus den Kernstädten ins Umland. Die Modernisierung steigerte sich in Wellen zunehmender individueller Mobilität. Neben den Agglomerationen entstanden die Tourismus- und Weekendorte.

Die Sowohl-als-Auch-Gesellschaft

War die Zeit der Zweiteilung der Schweiz in Zentren und Peripherien eine Phase des Entweder-Oder, auszuwandern oder am Ort zu bleiben, gewinnt in der Nivellierungsphase die Sowohl-als-Auch-Gesellschaft mehr und mehr an Bedeutung. Sowohl im Grünen wohnen als sich in der Stadt bedienen, sowohl ein Stück Stadt im Dorf als auch ein wenig Dörflichkeit in der City, sowohl die Paßfahrt als auch die Kulturfahrt in die City. Die Beliebigkeit von Kombinationen steigt. Es ist die Zeit der Werbung, die mit Kippfiguren spielt. (6) Die Multimedien machen es möglich, früher Getrenntes mühelos nebeneinander zu projizieren.

Wieviel Sowohl-als-Auch verträgt der Mensch? Über welche Schwelle kehrt sich dieses in ein Weder-Noch? Herrschte in der Phase der Teilung in Zentren und Peripherien im Hinterland noch häufig das Gefühl von Minderwertigkeit vor, tritt in der Zeit der Nivellierung das Gefühl einer Alles-und-Nichtswertigkeit zutage. Ins Vergnügen mischt sich Langeweile; neue Reize sind gefragt.

Das nivellierte Großdorf zwischen zwei Rändern: die dreigeteilte Schweiz. Die Nivellierung ist nicht abgeschlossen, sondern überlagert die Teilungen zwischen Zentren und Peripherien. Sie dauert an und suggeriert mit der Zeit ein neues Bild, dasjenige der dreigeteilten Schweiz. Aus der Zentrum-Peripherieteilung wird die nivellierte Schweiz der zunehmend dörflicher werdenden Städte und zunehmend städtischer werdenden Dörfer.

Das Großdorf Schweiz zwischen Stadt und Land strahlt Frieden aus. Es gibt zunächst noch kaum Verlierer. Etwa ab den 80er Jahren beschleunigen sich die Tendenzen zum dreigeteilten Land. Das Großdorf hinterläßt seine Ränder - die ländliche Peripherie und die Kernzonen der Städte. Beide Ränder sind auch in ihrer Geräuschkulisse, im Lärm der Transitcamions und -züge und der Baustellen in den städtischen Zonen, hörbar. Hier, an diesen Rändern, wächst nicht nur die Resignation. Mißmut, Unbehagen gegen das Großdorf Schweiz ist am Wachsen. Die Verteidigung oder die Wiederaneignung von Terrains, sei es für eine zu behauptende oder neue Urbanität, sei es für eine zu wahrende oder neue Form der ländlichen Kultur, kommt in Bewegungen zum Ausdruck. Ist das Paradox einmalig in der Geschichte, daß die Bauern (7) und die Kernstadtbewohner interessenmäßig gegen die Provinz, das Großdorf, verbündet sein könnten? In der Tat, Förderungsartikel der Kultur sind umzuschreiben. Nicht nur randständige Regionen, auch gefährdete Quartiere der Großstädte bedürfen der Hilfe und des Schutzes.

Die Kulturfahrenden

So wie die Einwohnerschaft der Zentren Landschaften des Randgebietes befährt, die Alpenpässe durchfährt und bewandert, verlocken die größeren Städte zur Kulturfahrt. Urbane Kultur wird zur Dienstleistung für die Agglomeration und einen immer größer werdenden Perimeter im Großdorf. Darauf weist besonders ein Ergebnis hin. Analysen der Mikrozensus-Daten über das Kulturverhalten zeigen überraschend geringe Effekte auf das tatsächliche Verhalten der Bevölkerung, die durch das Stadt-Landgefälle allein erklärt werden können. Bezieht man jedoch zum Wohnort der Befragten ihre Neigung für Kulturmobilität mit ein, fallen klare Beziehungen in eine Richtung auf.

In nicht weniger als acht Aktivitätsbereichen sind die Kulturfahrenden aus der Agglomeration in die Großzentren klar am stärksten verankert. Es ist das angebotsorientierte Verhalten, die Weiterbildung, das Reisen, die Bewegung, der Kontakt und das Gourmeterlebnis, die in dieser zentrumsorientierten Gruppe deutlich verstärkt werden. Die Gegenseite bilden die lokal vollständig oder teilweise Integrierten, die in den Bereichen institutioneller Kultur - Religion, Politik, Vereine, Dorffest - die ländliche Kultur betonen, die eher in Mitgliedschaften als im Konsum von Angeboten besteht. Zwischen diesen beiden Gruppen verläuft der Kontrast von modernen gegenüber traditionellen Tendenzen in der Verhaltenslandschaft der aktuellen Schweiz. Die großen Zentren sind die Trendsetter für diese Tendenzen, die stark durch die Kulturpendler von außen getragen und verstärkt werden. Die Kulturpendler in die großen Zentren zeigen Tendenzen zum Überholen der Bewohner dieser Zentren. Als fluktuierende Öffentlichkeit heben sie sich auch im Kulturverhalten von der seßhaften Öffentlichkeit ab.

Es stellen sich Fragen an die Kulturpolitik in den großen Agglomerationsräumen. Wie stark hat sich die Scheidelinie zwischen den beiden Öffentlichkeiten herausgebildet? Wo zeigen sich qualitative Bedürfnisunterschiede und Konflikte? Welche Konsequenzen ergeben sich daraus für Ausgleichsformen zwischen Stadt und Land? Frißt das Großdorf mit der Zeit die Stadt, die immer mehr zu einem Dienstleistungszentrum wird, das seinerseits mit dem großen Prestigeangebot gerade die kulturbewußten Teile der Bevölkerung aus den kleineren Zentren und Dörfern absaugt? Folgt eine Ära der Schweiz ohne urbane Kultur, ohne eine ihr eigene, in der Stadt wohnende Öffentlichkeit? Schwindet zugleich auf dem Land die vitale und eigenständige Kultur?

Diese Fragen entscheiden sich nicht durch Konzeptpapiere. Denn jede Stadt oder Gemeinde bildet eine Arena, in der verschiedene Gruppen, zum Beispiel Einheimische gegenüber Zugewogenen oder Pendlern, Ältere und Jüngere oder verschiedene Interessengruppen aufeinander stoßen. Welche Kultur für welche Gruppe Chancen hat, ist auch eine Frage, wer in der Kultur das Sagen, den Einfluß und die Macht hat.

II. Das kulturpolitische Stimmungsbild der 90er Jahre

Spannender hätten die 90er Jahre auch für das an Ruhe und Kontinuität gewohnte Großdorf Schweiz nicht beginnen können. Grenzen sind unerwartet schnell in Bewegung geraten, fast über Nacht können neue Ausgangssituationen entstehen und der Druck für wichtige Entscheidungen ist gestiegen. Stimmungspolitische Übersichten und Lageberichte sind in allen wichtigen Domänen des öffentlichen Lebens heute gefragt. Industrielle und wirtschaftliche Kreise legen unter dem Stichwort "Krise des Industrie-, Finanz- oder Forschungsstandorts" kritische Bilder

vor, die man noch wenige Jahre zuvor nicht für möglich gehalten hätte. Von Kurswechsel ist die Rede.

Nicht so leicht ist es, einen Bericht zur Ausgangslage der Kultur im Klartext vorzulegen. Denn das Deuten in Kategorien des Individuellen und Besonderen, des Mehr oder Weniger, des Sowohl-als-Auch, des Harmonischen dominiert, wenn es in den Städten, Kleinzentren und Dörfern um die Kulturpolitik geht.

Wir haben uns im Rahmen des Projekts "Städtische Kulturpolitik" mit den Verantwortlichen für Kulturelles der großen Städte, der mittleren und kleineren Zentren der Kantone der deutschen und italienischen Schweiz gruppenweise an den Tisch gesetzt. In mehreren Hearings wurde anhand gemeinsamer Fragen des Individuelle wie das Gemeinsame, das Verbindende und das Trennende diskutiert, das in der kulturpolitischen Situation der 80er und 90er Jahre in den jeweiligen Zentren nach der subjektiven Ansicht der Beteiligten im Vordergrund steht. Die Unterschiede und Facetten des kulturpolitischen Stimmungsbildes wurden in seinen örtlichräumlichen Bestandteilen gesammelt. Wie lassen sie sich zu einem Stimmungsbild zusammenfassen?

Der helle Streifen: die goldenen 80er Jahre

In der Vielfalt der einzelnen individuellen Positionen bestätigen Gemeinsamkeiten das Bild des Großdorfes Schweiz mit nivellierten Grenzen. Fast alles findet überall statt und wird von den Beteiligten ähnlich wahrgenommen und beurteilt. Zu den gemeinsamen Erfahrungen gehören im Rückblick die goldenen 80er Jahre. Sie lassen sich als Elemente deuten, die den hellen Streifen im kulturpolitischen Stimmungsbild anfangs der 90er Jahre ausmachen. Die Kultur erhielt in fast allen, in den großen wie in den kleinen Zentren, Rückenwind. Die Kulturbudgets sind gestiegen, landauf landab wurde versucht, Kulturförderung besser zu organisieren und zu institutionalisieren.

Öffnungen für das Neue

Der Gedanke der Welle, die sich in Gestalt wichtiger Kulturereignisse konzentrisch ausbreitet und neue Entwicklungen in der Kultur auslöst, blieb nicht nur Theorie. In den großen Zentren wie Zürich, Basel, Bern oder Luzern, wird die Öffnung für das Neue und Alternative besonders hervorgehoben und belegt. Überraschend ist, daß auch im Schatten dieser Zentren, in den mittelgroßen Städten und in abseits liegenden Zentren des Mittellands und des Berggebiets die Initiative für neue Entwicklungen im Bereich der Kultur, die kleine Szene, politisch oppositionelle Kulturbewegungen oder Vereine, Spuren legen konnten und sich zum Teil originell durchgesetzt haben. Die neue, kleine und kontestative Kultur vermochte sich in Szene zu setzen, ja zu konsolidieren und zu institutionalisieren. Ideell oft auf Gegenkurs zur bestehenden Prestige- oder Vereinskultur, gelang es ihr materiell geschickt, als Trittbrettfahrerin im Kulturboom der 80er Jahre mitzufahren.

Impulse

In der "Kultursagi" von Winterthur versammelte sich eine engagierte Öffentlichkeit, die den Stadtpräsidenten ebenso wie den Punk umfaßte, und diskutierte über die leer gewordenen Sulzer Areale. Die Debatte sprang rasch von Fragen des Kulturraums auf Probleme der Stadtplanung. Im kulturpolitischen Stimmungsbild fallen Erfahrungen auf, die Kultur als Impulsgeberin für Entwicklungen in anderen Domänen des öffentlichen Lebens belegen.

Grautöne im Stimmungsbild

Die Gespräche zeigen, daß Verantwortliche und Beauftragte für städtische Kultur wenig in Weiß-Schwarz-Ansichten denken. Daher ist verständlich, daß der grau getönte Streifen im kulturpolitischen Stimmungsbild wichtig ist. In den Erfolg schleichen sich auch Zweifel ein.

Vielfältiges Angebot - zersplittertes Publikum

Die Ansicht ist verbreitet, daß das aktuelle Problem der Kultur nicht mehr im Mangel liegt, in der Tatsache, daß man Kultur zu wenig fördert. Die Veranstaltungskalender sind zwar voll und vielfältig wie kaum zuvor, trotzdem ist für viele die Agenda für die Teilnahme an Anlässen oder das Engagement an Vereinen überbesetzt. Das vielfältige Angebot konkurriert um ein Publikum, das immer kleiner, privater und spezialisierter wird.

Kulturmüdigkeit

Diese Art von Übersättigung findet in vielen Positionen Ausdruck. Von "Kulturmüdigkeit" ist die Rede. Subtil kommt sie im Kleinzentrum Glarus, im Berggebiet, zum Ausdruck. Die Bahnverbindungen nach Zürich ermöglichen die Kulturreise in die Stadt, den Anschluß an die metropolitane Kultur noch am Abend. Die Nutzung aber ist spärlich. So wie im Großzentrum Basel die Sättigung im Gefühl zum Ausdruck kommt, "man könnte, wenn man Zeit hätte, vor der Tür an Kultur teilnehmen", genügt im Hauptort Glarus das durch die SBB garantierte Anschlußgefühl an die Prestigekultur Zürichs; tatsächlich hinzufahren, ist nicht mehr so wichtig.

Kulturschaffenshunger

In manchem Ausschnitt der Gesprächsprotokolle kommt eine unvorhergesehene Folge der Animation, der Öffnung von Kultur hin zum Laienschaffen und des Kulturbooms zum Vorschein. Die 90er Jahre werden die Geister nicht mehr los, die in früheren Jahren geweckt wurden. Jeder und jede, das Volk, fühlen sich berufen, aktive Kultur zu machen. Zum dichten schweizerischen Vereinsnetz kommt ein Kulturschaffenshunger hinzu, der manche der Befragten skeptisch stimmt.

Wenigstens in der Kultur eine Identität haben

Die Anspruchsexplosion kommt nicht nur von unten. Die Anzahl der Gruppen, die sich nicht mehr - wie vielleicht früher - einem Stand, einer Region oder Klasse zuordnen können, beanspruchen ihre je eigene kulturelle Identität. Obwohl oder gerade, weil sich ehemals deutliche Grenzen zwischen tradierten Kollektiven - zwischen Stadt und Land, Jung und Alt, Mann und Frau - verwischen, wächst der Bedarf, sich doch noch zu unterscheiden und die Nachfrage nach Restidentitäten oder nach neuer Identität. Die Kultur ist ein begehrtes Medium für diesen Bedarf. Die Kulturbeauftragten erfahren diesen Trend handfest, wenn es um die wachsende Anzahl und die Herkunftsadressen der eingehenden Gesuche geht. Eine Folge davon ist, daß die immer kleiner werdenden Publika zu Insiderkreisen werden, wo man sich kennt und sich zugehörig fühlt.

Der dunkle Streifen: die 90er Jahre

Zum kulturpolitischen Gesamtbild gehört der dritte schwarze Streifen, in dem sich Mißbehagen, Kritik und Bedenken äußern. Im Unterschied zur Euphorie der 80er Jahre verdunkelt sich das Bild im Blick auf die kommenden Jahre. Budgetstreichungen gehören in den größeren Städten - aber auch in mittleren und kleineren Zentren - bereits zur Erfahrung. Weitere Verknappungen sind absehbar und werden erwartet. Eine erste Tatsache zeigt sich wieder deutlicher, als in den 80er Jahren:

Kultur: ein streichbares Gut

Immer wieder wird die Randstellung der Kultur gegenüber anderen Ressorts der Politik dargestellt. Kultur findet keine Lobby, Kulturgelder werden zuerst gestrichen, und für einen engagierten Einsatz wird man nicht mehr mit sicherer Wiederwahl belohnt. Die Randständigkeit gegenüber den anderen harten Gütern und Ressorts im Staat wird ins Feld geführt.

Der Rückfall in den Konsens für das Etablierte

Aus den 80er Jahren werden mancherorts Fortschritte in der Tendenz vermeldet, daß zwischen hoher und alternativer Kultur, der großen und kleinen Szene, ein Konsens entstanden ist, der die Lager politischer Gegensätze bei Entscheiden für Kultur zu verbinden und zu überwinden vermochte. In den letzten Jahren werden Tendenzen unübersehbar, daß die Verknappung der Mittel zum Ausgangspunkt genommen wird, diesen Konsens für die Kultur zu zersetzen. Die Kultur wird zu einem Medium symbolischer Machtkämpfe und Etikettierungen zwischen politischen Lagern. Diejenigen, die in der Politik "das Sagen" - die Hegemonie - beanspruchen, verteilen die Noten. Die Intoleranz für neue Kultur wächst zugunsten des sogenannten "gesunden Volksempfindens" oder des Selbstverständnisses, die historisch rekonstruierte Pflasterung der Förderung einer neuen Gruppe vorzuziehen. Neu entstandene Jugendhäuser wurden - wie zum Beispiel in Glarus - angezündet. In Zürich fällt die Abstimmung über das Kanzleizentrum im Kreis 4 gerade in jenen Quartieren negativ aus, die auf die Problemzonen der Großstadt aus Distanz oder von der Höhe herabsehen können.

Fassaden aus der Vergangenheit - Denkmäler für die Zukunft?

Die Erhaltung der historischen Fassaden wird zum unbestrittenen Bestandteil des Konsenses, der sich auf das Erhalten und auf das Wahre begrenzt. Bis in die Kleinzentren des Berge-

biets kämpft man mit enormen finanziellen Mitteln für die Erhaltung und Restaurierung historischer Fassaden. Sind sie deshalb mehrheitsfähig, weil sie zur einzigen Signatur werden, um sich im homogenen Großdorf noch auszeichnen zu können? Beklagt wird das fehlende Engagement für die Denkmäler der Zukunft.

Die Zone des "Weiß-nicht"

Wie kann man etwas fördern, was nicht bewertet werden kann? Wie kann man Kultur bewerten, die beansprucht, sich selbst zu bewerten? Kann man Kultur zum Inbegriff der "Zweckfreiheit" erklären und gleichzeitig Kürzungen von Mitteln zugunsten des Sozial- und Umweltressorts bedauern? Kann Kultur etwas Eigenständiges, Großes und Unantastbares in Zonen bleiben, wo das Haus des Nachbarn abgerissen wird oder vom Lärm der Transitkolonnen vibriert?

An vielen Stellen der Rundtischgespräche sind Beispiele dafür genannt worden, daß Kultur ein Bereich ist, in dem Entscheidungsdilemmata zum Alltag gehören. Kulturbeauftragte sind den Antinomien ausgesetzt, die Kultur - im Gegensatz zu anderen Ressorts - zu einer schwierigen Domäne machen. Bewertungen und Entscheide über Kultur sind komplex, mit Unsicherheit und einem großen Anteil nicht vorhersehbarer Folgen verbunden. Kulturförderung erfolgt, wenn sie sich über das Gießkannenprinzip oder die Förderung des Bestehenden hinaus bewegt, in einem Labyrinth.

Kulturförderung - ein Labyrinth

Kaum läßt sich eine einzige richtige Route entlang einem Förderungskonzept festlegen. Deduktive Ableitungen von bestimmten Werten auf förderungswürdige Personen oder Gruppen sind schwierig, weil die Werte, für die man sich entscheidet, erst im Werk- und in seinem Wahrnehmungsprozeß Ausdruck finden können. Einem Labyrinth ähnlich ist die Situation auch in einer anderen Hinsicht. Werke schaffen Werte allein dadurch, daß sie auf andere Werte, Gegen- oder Unwerte verweisen. Diese Spiegelungen bilden die ästhetische Form und die inhaltliche Botschaft.

Ein Labyrinth kann auch zynisch wirken. Es gibt in ihm dann weder richtige noch falsche Routen und vor allem keine Zielbereiche. Öffentliche Kulturförderung wird sich gerade in knappen Zeiten nicht an diesem Leitbild orientieren können, wenn Finanzen, Räume und organisatorische Mittel im Verteilungskampf zu verteidigen, zu gewinnen oder auch zu vermehren sind. Das Labyrinth kann Labyrinth dadurch bleiben, daß es viele Routen und Wege offen läßt. Es setzt aber auch Ziele, über die man öffentlich reden, streiten oder sich verständigen muß. Diese Ziele müssen transparent werden. Denn Kulturförderung ist keine Privatangelegenheit wie ein Stipendium X für die Person A. Vielmehr aktiviert sie, indem Öffentlichkeit geschaffen, hinterfragt und zu gewinnen versucht wird.

Kultur scheint Anfang der 90er Jahre in der Praxis das aufzugeben, was man gerne in den Vorwörtern von Kulturkonzepten postuliert: Die Ziele des Auftrags. Es ist leicht zu rechtfertigen, sich der Ziele zu enthalten. Harmonie bleibt unangetastet und die "Ich-weiß-nicht-Zone" liefert die Argumente für eine Rechtfertigung. Der Schluß liegt nahe, daß die 90er Jahre gerade aus diesem Grund durch eine widersprüchliche Tendenz eingeleitet werden. Sie soll unter zwei Stichworten zusammengefaßt werden: Kulturbeschwörung und programmatischer Rückzug.

Die Kulturbeschwörung

Die Kulturbeauftragten der Städte sind häufiger Pragmatiker als Theoretiker. Dennoch zeichnen sie sich durch eine besondere Sensibilität für Unmögliches, das irgendwie doch möglich wird, aus. Die großen Töne hört man auf höheren Foren, wo Prominenz versammelt ist. Beobachtet man die vielen, landauf und landab ausgetragenen Diskussionen über Kultur, entsteht der Eindruck, daß man mit dem Wort Kultur Teppiche rollt. Der Widerspruch zwischen Kultur als rhetorischem Symbol und der Randstellung von Kultur im praktischen Leben und in der Politik ist in den jüngsten Entwicklungen, in den rezessiven Tendenzen, nur noch deutlicher geworden. Einige dieser Diskrepanzen seien kurz aufgezählt.

In fast jedem Kulturkonzept der Schweizer Städte finden sich im Vorwort Stellen, welche die wachsende Bedeutung der Kultur hervorheben. Die darauf folgenden Kapitel hingegen begrenzen sich auf die Kulturbuchhaltung, das heißt auf die Aufzählung der Budgetleistungen, die für die Kulturhäuser und -aktivitäten ausgewiesen werden (8), Folgerungen über Stellenwert, Ziele und die Wirkung dieser Gelder für das Kulturleben fehlen. Konflikte über die Kultur als öffentli-

ches Gut, in denen es um Ziele geht, werden ausgeschwiegen. Es kann und darf sie nicht geben, auch wenn sie in mancher Stadt in die Fassaden eingeschrieben sind und in markanten Ereignissen Geschichte gemacht haben. Die Ruinen gescheiterter Kulturinitiativen aus den 80er Jahren ergäben ein aufschlußreiches Zeitdokument.

Kultur wird in prominenten Reden als wichtige Kraft gesellschaftlicher Entwicklung beschworen (9). Ihr komme auch gegenüber der wirtschaftlichen oder politischen Sphäre die zeichen- und sinnsetzende Bedeutung zu. Die Politik und die modernen Sektoren der Wirtschaft stellen sich gern in den Dienst der Kultur. Betrachtet man die Kulturverehrung von Politikern und der Wirtschaftselite, wird schnell sichtbar, daß die Staatsverträglichkeit und die Einträglichkeit der Kultur im Vordergrund stehen: Repräsentation, Verschönerung, Standortaufwertung, Ratschläge für effizienteres Kulturmanagement und vielleicht zaghafte Kritik. Die Wirtschaft und Politik sind konfliktunfähig gegenüber der dritten Kraft, der Kultur, hinter die sie sich rhetorisch gern stellen. In jeder Schweizer Stadt gibt es Beispiele, die die Unverträglichkeit der Politik und Wirtschaft mit jener Kultur konkret belegen, die auch verändern will.

Im aktuellen Zeitgeist ist ein anderer Zug nicht zu übersehen. Wenn irgendwo, spielt die Kultur im Umbruch der osteuropäischen Länder die Rolle als einer selbstständigen, gegen die Trägheit des veralteten Systems gerichteten Kraft. Heute wird mit der Devise "der Dienst ist getan" die Kultur auf die hintersten Ränge der Bedeutung verschoben.

Der Markt mit der Kultur tritt an die Stelle der Kultur als gesellschaftspolitische Kraft. Die Logik der Freiheit in der Wirtschaft wird auf die Kultur übertragen. "Gemeinsam ist Kultur und Wirtschaft die zentrale Rolle der Entscheidungsfreiheit" (10). Die Vision ist vollständig und harmonisch (11). Nicht nur die Konflikte zwischen Teilen der Wirtschaft, die auf unterschiedliche Chancen, in Freiheit entscheiden zu können, zurückgehen, auch die Zielkonflikte werden theoretisch aus der Welt geschafft.

Kulturpolitik der 90er Jahre: der programmatische Rückzug?

Kultur und Kulturpolitik sind Themen für die Feierstunde. Dringlichere Prioritäten, wie die Umwelt-, Ausländer- und Sozialpolitik, Fragen der Gerechtigkeit oder Sicherheit und der Spitzenreiter Europa-Integration, verweisen Kulturpolitik in hintere Ränge. Wo liegt der Grund für diese schwache Position?

An den Kulturdefinitionen kann es jedenfalls nicht liegen. Sie setzen im Gegensatz zur Randständigkeit der Kultur in der Politik ambitionöse Ziele. Der Europarat sieht in der Kultur die Fähigkeit, "daß der Mensch seine Lage besser begreift, um sie unter Umständen verändern zu können." Die Veränderung und Innovation wird betont. Die Wissenschaft begründet diese praktische Bedeutung. "Kultur ist ein vom Standpunkt des Menschen aus mit Sinn und Bedeutung bedachter endlicher Ausschnitt aus der sinnlosen Unendlichkeit des Weltgeschehens" (Max Weber, 1973). Das Labyrinth Kultur ist theoretisch wohl begründet.

Trotz der Verpflichtung für Werte und praktische Veränderung, die Kultur in der Definition zugeordnet wird, fällt in der Mehrzahl kulturpolitischer Konzepte eine Rückzugsklausel auf. Kulturpolitik muß sich offener Werturteile enthalten. Die Politik oder der Staat dürfen nur subsidiär wirken. Kultur muß autonom bleiben. Dasjenige, was in der Definition von Kultur an die erste Stelle gesetzt wird, die Wertung, muß in der Kulturpolitik Leerstelle bleiben.

Eine Kulturpolitik, die sich reiner Subsidiarität und Wertfreiheit rühmt, gibt es allerdings nicht. Sie kann zwar die grundlegenden Werte verschweigen, Kulturpolitik oder -förderung ohne Werte jedoch ist nicht denkbar. Mit dem Argument der Neutralität schützen sich denn auch ganz bestimmte Domänen und Ressorts von Kultur. Dabei wird so selbstgewiß vorgegangen, daß die Werte, die selbstverständlich, wenig bestritten und konsensual in der Förderungspolitik eingeschlossen sind, nicht mehr offengelegt und begründet zu werden brauchen.

Davon hebt sich eine transparente Kulturpolitik ab. Sie legt die Wertungen offen. Es sind Zeiten des Wandels oder sich dringend stellender Probleme, in welchen Werte umstritten und daher auch öffentlich werden. In diesen Situationen verliert die Kulturpolitik der versteckten Werte ihre Bedeutung. Verlangt sind Fragen und Antworten im Blick auf Ziele der Kultur.

Der Rückzug auf die Aushandlung der Mittel für Kultur wird zur Sackgasse. Die Kontroverse in der Kulturpolitik dringt auf die Ebene der Ziele und Werte vor. Die Bedeutung der Kultur als selbständige Kraft für Neuerungen rückt in den Vordergrund. Die Kultur greift in die Ziel- und Wertfragen ein, die sie gerade nicht dem Selbstverständnis der Wirtschaft und Politik überläßt.

III. Der kulturpolitische Auftrag

Im kulturpolitischen Bild, in der Stimme der Kulturbeauftragten der vier Räume, kamen in erster Linie die ruhigeren Zonen - die vier Kulturräume der deutschen Schweiz - zu Wort. In Nuancen kamen jedoch da und dort die Ränder im Großdorf zur Sprache. In der Lösung des Fremdenproblems wird zum Beispiel in Winterthur ein Stück des künftigen Kulturauftrags gesehen. Der Abstieg von alpinen Regionen zum Korridor, über dem - Disneyland ähnlich - die Wimpel des Freizeitparks hängen, ist die andere explizit geäußerte Befürchtung.

Das Großdorf Schweiz weist tendenziell zwei Zäsuren auf, die kulturpolitisch entscheidend sind. Der eine Bruch geht durch die größeren Städte. Er trennt die satten Quartiere und die Businesszonen von Räumen, wo sich die Probleme konzentrieren. Der Bruch trennt jene Peripherien, die in den letzten Jahren zu Transitkorridoren abgesunken sind. Auch hier konzentrieren sich Probleme: die Desindustrialisierung, das Absterben der Landwirtschaft, Gefühle der Minderwertigkeit.

Das Wort Kultur hat an diesen beiden Rändern nicht die gleiche Bedeutung, wie in den ruhigeren und satten Zonen dazwischen. In diesen Räumen ist Kultur kein Labyrinth. Sie ist auf Probleme hin ausgerichtet, die offensichtlich sind. Es geht hier um die Existenz von Räumen, Landschaften, Gruppen und Menschen, das heißt lokalen Gesellschaften. Hier ist der Kulturauftrag klarer bestimmt. Die Garantie der Lebens- und der Wohnberechtigung von lokalen Gesellschaften ist das Ziel. Kultur wird politisch engagierte Kultur.

So eindeutig das Ziel, auf das hin in diesen Räumen Kultur orientiert sein mag, so gegensätzlich sind die Wege, es zu erreichen. Es gibt die defensive Kultur. Sie versucht, Grenzen, Identitäten und Interessen zu wahren und zu verteidigen. Sie verweigert den Abstieg, die freiwillige oder gelenkte Aussiedlung, kämpft für die Besitzstandswahrung und gegen den Verlust dessen, was früher bedeutungsvoll war. Gegen diese Kultur des Widerstands setzt sich die politisch engagierte Kultur für Neuerungen und Alternativen ein. Lebensräume, die in die Schatten-, Abfall- und Entleerungszone des Großdorfes absteigen, stellen bei den Betroffenen die vorherrschende Kultur in Frage. Räume werden verteidigt, indem Kultur sie zu verändern hilft. Gefährdete Bauern organisieren sich neu. Abbruchhäuser werden neu genutzt. Lebensstile werden einschneidend verändert. Es entstehen Formen im Umgang mit Problemen, die in den Landwirtschafts- oder Sozialberichten nicht vorgesehen sind. Kultur wird vom Widerstandsnetz zu einem Netzwerk, das Neuerungen übernehmen und selbst erzeugen kann.

Es mag dasjenige paradox erscheinen, was für die Orientierung der Kulturpolitik in den nächsten Jahren wesentlich werden kann. Kultur als Labyrinth ohne Zielbereich bleibt ein Vergnügen, das in den satten Zonen der größeren Städte von allen, den Kulturschaffenden und vom Publikum, weiter genossen werden kann. Es sind die Kulturbeauftragten, denen das Kunststück stets neu gelingen muß, Kultur als Auftrag öffentlich zu verwalten, ohne daß Ziele gesetzt werden dürfen. Kulturbeauftragte ohne Auftrag, das heißt eine Förderung ohne Ziel, eine Spiegel-fechtere. Dies wird in den genannten Randzonen offensichtlich, wo Kultur Mittel zum Überleben lokaler Gesellschaften ist. Hier wird Kultur zum klaren Auftrag mit offenem Ziel.

Die Ränder in den Großstädten und in der Peripherie sind nicht der einzige Ort, wo die Umrisse des Kulturauftrags drastisch sichtbar werden. Die Bevölkerung selbst zeigt klar die Symptome einer blockierten Utopie. Man wünscht sich eine Zukunft mit neuen und alternativen Werten, erwartet aber düstere Entwicklungen in die Gegenrichtung. Pessimismus ist mehrheitsfähig. Wie kann man diesen Pessimismus brechen? Kulturbeauftragte werden zu Recht fragen, warum gerade die Kultur diesen Auftrag wahrnehmen soll. Dafür gibt es Gründe. Die Politik steckt in einer chronischen Krise und argumentiert vielfach dort mit Sachzwängen, wo Neues entstehen sollte. Sie wird in den nächsten Jahren vor allem eines vorantreiben müssen, die Anpassung an die schnellen, von außen induzierten Regelungen. Diese Politik ist nicht geeignet, den Pessimismus der Bevölkerung zu brechen oder aufzuheben. Im Gegenteil, die Beharrungs- und Anpassungsstimmung kann verstärkt werden.

Die Wirtschaft schreitet im Zuge der Öffnung, Liberalisierung und der Ausweitung der Märkte schnell voran. Am sichtbarsten zeigt sich ihre Kehrseite an den beiden Rändern - in den Abbruchs-, Entleerungs- und Transitkorridoren - in den Zentren und in der Peripherie. Nimmt man die Wertvorstellungen der Bevölkerung zum Maßstab, tendiert der aktuelle Stil des Wirtschaftens klar in die Gegenrichtung zu den gewünschten Werten. Wachstum, Machbarkeit, Innovation, Leistung und Konkurrenz sind oberste Ziele der Wirtschaft, in der Bevölkerung gehören sie aber eindeutig nicht ins Wunschbild für die Zukunft.

Geht man von dieser Einstufung der Situation aus, bleibt die Kultur die einzige Domäne, die in die Richtung der Ziele mobilisiert werden kann, die im Zukunftsbild der Bevölkerung dominieren. Klarer könnte der Auftrag an die Kultur der 90er Jahre für das Großdorf Schweiz und seine Ränder nicht bestimmt sein.

Eine noch ausführlichere Einschätzung der Kulturentwicklung in der Schweiz haben die beiden Autoren in ihrer Broschüre "Stadtkultur im Großdorf Schweiz" vorgelegt, die über die edition cultur prospectiv Gasometerstraße 28, CH-8005 Zürich bezogen werden kann.

Erschienen in:

VIA REGIA – Blätter für internationale kulturelle Kommunikation Heft 16/ 1994,
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>